Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 23 (1919)

Artikel: Dichterstimmen über die "Sieben Legenden"
Autor: Moser, Heinrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573080

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Dichterstimmen über die „Sieben Legenden".

Den Stoff zu den „Sieben Legenden" hatte Gottfried Keller schon um die Mitte des letzten Jahrhunderts in einer 1804 von Ludwig Theodul Kosegarten mittelalterlichen Heiligengeschichten nacherzählten Legendensammlung geholt. Sie waren, wie Keller an Freiligrath schrieb (22. April 1860), „in einem läppisch frömmelnden und einfältigen Stil" abgefaßt. In dem Jahre 1854 entwarf er sie in Berlin; sie sollten der damals auch schon geplanten Novellensammlung „Galatea" *) einverleibt werden, die aber viel später (1882) erschien. Die „Sieben Legenden" kamen, nachdem frühere Versuche, sie an den Mann zu bringen, mißglückt waren, 1872 in etwas veränderter Fassung gesondert heraus. So hatte er den Schluß des „Tanzlegendchens" umgestaltet. Es lag schon im Druck, als dem Dichter in einem Konzert in der Tonhalle, da die Musik seine Phantasie lebhaft anregte, plötzlich ein neuer Schluß aufsprang, den er denn auch am selben Abend noch telegraphisch an den Verlag Goeschen nach Stuttgart abgehen ließ.

Das Opus hatte einen durchschlagenden Erfolg. Die Kritik war einig darin, daß diese neueste Schöpfung Gottfried Kellers an Schönheit der Sprache und an Grazie alles übertreffe, was die deutsche Prosadichtung bis jetzt besessen habe. Daß die Berufensten, die Dichter selbst, damals und später sich über die „Sieben Legenden" in Worten hoher Anerkennung aussprachen, war für den Autor eine besondere Genugtuung. Bedenken blieben freilich auch nicht verschwiegen. Sie richteten sich gegen den Stil und die Wandlung, die dadurch der Charakter der Legende erhalten habe. Man machte ihm den Vorwurf, das katholische Empfinden verletzt zu haben.

Wir nehmen drei dieser Kritiken aus Dichterfedern heraus. Zwei Verfasser sind Oesterreicher: Ferdinand Kürnberger und Wilhelm Fischer-Graz. Der Erste, ein Zeitgenosse Kellers, lebte in Wien als namhafter Novellist und geschätzter Kritiker. Als solcher widmete er den „Sieben Legenden" und dem Kellerschen Humor eine längere Besprechung in der Presse, gleich nach Erscheinen der neuen Publikation, also 1872, nicht, wie Baechtold III, 25 irrtümlich ansetzt, erst 1877, in den „Literarischen Herzenssachen". Wilhelm Fischer-Graz, Verfasser von Novellen zartester Einfühlung und des prächtigen, wirklich lichtschönen Romans „Die Freude am Licht", ist ein tiefeingedrungener Kenner Gottfried Kellers. Der Dritte ist Theodor Fontane, der sich in seinen „Literarischen Studien und Eindrücken" einläßlich mit Keller befaßt (Serie II, Bd. 9, S. 257).

Es ist in hohem Grade interessant, daß gerade der Norddeutsche, der Protestant, sich verwahrt gegen die „humoristisch-spöttische" Behandlung dieses Stoffes, der seinen traditionellen Stil und Gehalt habe, so aber verletzen müsse.

Th. Fontane wirft in einer Besprechung von Otto Brahms Buch „Gottfried Keller" dem von ihm übrigens als Künstler hoch eingeschätzten schweizerischen Dichter Mangel an Stil vor. Er kenne kein suum cuique, verstoße vielmehr beständig gegen den Satz: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist." Erbarmungslos überliefere er die ganze Gotteswelt seinem Keller-Ton. Am meisten trete dieser Fehler an seinen gefeierten und in der Tat entzückenden „Sieben Legenden" hervor. Er geht mit zersetzender Kritik an den Geist dieser damals für das Publikum neuesten Schöpfung Kellers. „Alle diese Legenden fallen in ihrem humoristisch-spöttischen und zugleich stark liberalisierenden Keller-Ton völlig aus dem Legendenton heraus und verstimmen mich, aller Kunst des Vortrages unerachtet, durch etwas ihnen eigenes Perverses, Widerspruchvolles und ‚Schiefgewickeltes' ... Keller selbst ist sich übrigens des Antilegendenhaften in seinen ‚Sieben Legenden' oder, was dasselbe sagen will, einer innern Umgestaltung des ihm Ueberlieferten völlig bewußt gewesen und schreibt deshalb, seine Handlungsweise rechtfertigend, in einem kurzen Vorwort im wesentlichen das Folgende: ‚Wie der Maler durch ein fragmentarisches Wolkenbild, eine Gebirgs-

*) „Das Sinngedicht".

linie, durch das radierte Blättchen eines verschollenen Meisters zur Ausfüllung eines Rahmens gereizt wird, so verspürte der Verfasser die Lust zu einer Reproduktion alter Legenden, jener abgebrochen schwebenden Gebilde, wobei ihnen freilich zuweilen das Antlitz nach einer anderen Himmelsgegend hingewendet wurde, als nach welcher sie in der überkommenen Gestalt schauen.' „So Keller" — fährt Fontane fort — „richtiger wäre vielleicht die Bemerkung gewesen, daß er ihnen, wie ebensovielen Tauben, den Kopf umgedreht habe." Denn sie seien tot.

Als Musterbeispiel, dies Totsein zu demonstrieren, greift Fontane den Schluß der Legende von der heiligen Eugenie auf. „Nach der alten Ueberlieferung begab sich Eugenie von Alexandrien her, wo sie gemeinschaftlich mit zwei Knaben, die beide Hyacinthus hießen, erzogen worden war, nach Rom und erlitt dort bei der unter Kaiser Valerianus stattfindenden Christenverfolgung als Glaubensheldin den Märtyrertod. Dies das Ueberlieferte, das mir nirgends zum Spott herauszufordern scheint." Dem alten Schluß stellt Fontane den der Kellerschen Fassung der Legende entgegen, welchen wir hier ebenfalls notieren wollen, da er auch noch den Satz vom Sarkophagen enthält, den der Dichter von der dritten Auflage ab verwarf. „Eugeniens Gewalt über Aquilinus, ihren Gemahl, war so groß, daß sie auch die beiden Hyacinthen aus Alexandrien mit nach Rom nehmen konnte, allwo dieselben ebenfalls die Märtyrerkrone gewannen. Erst neulich sind in einem Sarkophage der Katakomben ihre Leiber vereinigt gefunden worden, gleich zwei Lämmchen in einer Bratpfanne, und es hat sie Papst Pius einer französischen Stadt geschenkt, in welcher die Preußen ihre Heiligen verbrannt haben. ..."

„Ich bin für das, was hierin komisch ist, keineswegs unempfindlich und finde beispielsweise die ‚zwei Lämmchen in einer Bratpfanne', witzig und anschaulich," versichert uns Th. Fontane. Es entbehrt nun freilich nicht ganz der unfreiwilligen Komik, daß Gottfried Keller gerade das, was Fontane hier, an diesem Schluß, mit ersichtlichem Schmunzeln entgegengenommen hatte, nachträglich ausschob. Der norddeutsche Dichter gesteht nun aber Keller das Recht zu diesem Tone für die Legenden überhaupt nicht zu. „Sie vertragen ihn nicht; sie haben vielmehr ihren besonderen Stil, und diesen vermisse ich hier. Das heilig Naive der Legende sollte überhaupt gegen solche Behandlungsweise gefeit sein; wenn aber nicht, wogegen ich schließlich nichts habe, so gebietet sich wenigstens ein Flaggenwechsel. Was wir hier haben ist einfach der Korsar unterm Sternenbanner. Und das mißfällt mir." So der Protestant, der strenge Preuße. Er ist der Meinung, daß Keller in seinen „Sieben Legenden" es an Zartsinn und Takt habe fehlen lassen gegenüber dem Heiligen, der geschlossenen und überlieferten Form, in der wir es überkommen haben aus frühern Jahrhunderten her, und damit natürlich auch, man kann es zwischen den Zeilen lesen, gegenüber den gläubigen Katholiken.

Ferd. Kürnberger definiert Gottfried Keller als Dichter dahin, daß er weder satirisch wie Voltaire, noch naiv wie Homer, noch graziös wie Heine, noch humoristisch wie Jean Paul sei, sondern er besitze diese Prädikate alle; sie seien bei ihm aber ein Imponderabile, aufgelöst zu einem feinen und flüchtigen Aethergeist. Das eben sei sein Geist. Sein eminentestes und ihm ganz eigentümliches Talent sei, uns über Menschen lächeln zu lassen, und zwar ohne den mindesten Abbruch an ihrem Ansehen und ihrer Würde. Er wolle nicht, wie Jean Paul, den Belächelten bei uns durch eine gefühlvolle Träne wieder rehabilitieren. Er sage nicht: lächle, aber liebe! was ziemlich leicht sei, sondern er sage, was sehr schwer ist: lächle, aber achte! Und achte mir den Belächelten ... in seiner ganzen Besonderheit, als Individualität achte und respektiere mir ihn. Humor mit Respekt!

Kürnberger meint dann, daß Keller den Zauberstab dieses seines Talentes nirgends mit freierer und keckerer Anmut geschwungen habe als im „Fähnlein der sieben Aufrechten"... Lese man diese Novelle, so glaube man die Steigerung, die jetzt noch kommen müsse, völlig gewiß voraussagen zu können. Lächle, aber achte! Ein Künstler, dem das mit wundergleicher Kunst-Eminenz bei den

Menschen gelingt, sieht nur noch eine nächsthöhere Kunstaufgabe vor sich: es auch mit den Göttern und Heiligen zu probieren!

Das waren die „Sieben Legenden". „Nicht um eines Haares Breite," erklärt der österreichische Dichter und Schriftsteller, „ist Gottfried Keller von dem Boden des Legendenglaubens hinweggerückt. Er zahlt die Gläubigen in ihrer eigenen echten Münze aus; er fälscht ihren Glauben so wenig, als das Echo einen einzigen Vokal oder Konsonanten gefälscht zurückgeben könnte. Aber daß dabei seine Intention und nicht die ihrige herauskomme, das war eben seine Aufgabe." Kürnberger tut das dann mit Geist an etlichen Beispielen kund: am Schluß der zweiten Legende, dem Kampf der Jungfrau mit dem Teufel, einer Szene, die mit dämonischer Phantasie erfunden sei; dann am Ausritt, Kampf und Sieg der Zendelwald-Maria, das ein Capriccio von überschäumendem Dichtermutwillen genannt wird... „Kellers Legendengeist hat den katholischen Glauben innerlich um kein Tüpfelchen einer Nadelspitze verletzt: er hat diesen Glauben nur mit der Miene der Unschuld und der Folgerichtigkeit der Konsequenzen über eine Linie geführt, über welche ein Katholik ihn um keinen Preis führen würde. Sein ganzes Verfahren liegt in den Worten Hippels. ‚Er hört von Gottes Auge und Gottes Mund sprechen; aber wer Auge und Mund hat, der muß auch Bauch und Schenkel haben'. So nimmt er denn den Glauben bei seinem eigenen Worte und spricht in der Einfalt seines Herzens — von Gottes Bauch und Gottes Schenkel. Er tut es, als ob er nicht wüßte, daß es ein allgemeines Uebereinkommen ist, davon nicht zu sprechen. Das ist die ganze ausgepichte Grausamkeit seiner Legendenerzählung. Als ein katholisches enfant terrible hat Gottfried Keller seine Legenden erzählt. Keiner wie er hat die Kindermiene so zu Gebote; er ist für ewige Zeiten ein unerreichbares Ideal von Naivetät in den „Sieben Legenden".

„Er tut, als ob er nicht wüßte... Wer sich dessen unterfängt, dem müssen alle Grazien lächeln. Nur durch die Gunst der Grazien ist künstlerische Verstellung möglich, besonders dieser verwegenste Grad von künstlerischer Verstellung. Wie eine Katze auf dem Dache wandelt der Legendenglaube Kellers einher; der Katholik sieht mit Schwindel und Haarsträuben zu: dafür ist aber auch die Katze das graziöseste aller Geschöpfe."

In einem tiefdringenden Aufsatz bemerkt ferner Wilhelm Fischer-Graz:

„Noch eines hat Keller mit den Griechen und Goethe gemein: die Reinlichkeit... Die Griechen, Goethe und Keller haben ebenso die geistige Reinheit wie die körperliche. Sie haben ihren eigenen leichten Schritt, und wenn sie rhythmisch dahinwandern, so begleitet sie nie die Moral, sondern der Genius. Was ist die Reinlichkeit aber anderes als das unbewußte Hervorheben der Form in ihrer ganzen, immer jungen Schönheit ... Wer hätte je die „Sieben Legenden" so schreiben können, der nicht, wie Keller, reinlich gewesen wäre? Er faßt die Dinge, die andern als heilig gelten, mit so reinen Händen an, daß sie von ihrem Glanze auch gar nichts verlieren. Welcher Schmutz bliebe von den fünf Fingern so manches andern, der sich mit seinem Geiste viel weiß, an diesem zarten Stoffe haften! Legenden sind Gebilde, die ja einst auch der Volksgeist schuf; Gestalten leben darin mit zarten Engelsflügeln und neben ihnen Menschen, die auf der Erde wandeln. Gottfried Keller hat aber so wenig den zarten Blütenstaub dieser Flügel verwischt, daß er sie uns vielmehr in frischen Irisfarben schillern läßt, das Licht dazu hat ihm die Poesie geliehen. Und den Menschen der Heiligenlegende hat er wieder einen festen Knochenbau gegeben und sie mit wirklichem Fleische bekleidet, so daß man jetzt den Tritt dieser Gestalten auf der Erde hört, während sie vorher fast geräuschlos dahinglitten. Was irgend jemand für heilig hält, sei es Grieche oder Germane, das bleibt ihm rein. Der Dichtergeist wird das Heilige immer rein auffassen; denn es ist ihm ursprünglich nicht fremd. So hat es auch Keller in den „Sieben Legenden" getan, und wenn die Schalkheit zuweilen aufblitzt, so ist es die des Humors, dem es unter Kindern kindlich ums Herz wird."

Der angriffige, strenge Fontane zitiert

gegen Keller und für seine Auffassung die oben abgedruckte Stelle des Vorwortes des Autors. Keller hat sich aber andernorts noch orientierender ausgesprochen. An Emil Kuh (Wien) schreibt er unterm 3. April 1872: „Sollen diese sieben Legenden überhaupt etwas sein, so sind sie vielleicht ein kleiner Protest gegen die Despotie des Zeitgemäßen in der Wahl des Stoffes und eine Wahrung freier Bewegung in dieser Hinsicht.“ Das wäre also eine Rechtfertigung der Publikation aus Standesinteresse, die heute noch Gültigkeit hat wie damals. Daß unter der Naivetät, durch die die „Sieben Legenden“ immer wieder neu entzücken, auch eine ausgepichte Schalkhaftigkeit, selbst absichtliche Satire gegen die katholische Kirche verborgen liegt, beweist ein Wort an Freiligrath (22. April 1860): „Ich nahm sieben oder acht Stück aus dem vergessenen Schmöker, fing sie mit den süßlichen und heiligen Worten Rosegärtchens an und machte dann eine erotisch-weltliche Historie daraus, in welcher die Jungfrau Maria die Schutzpatronin der Heiratslustigen ist.“

Heinrich Moser, Zürich.

Die Bundesfeier-Karten.

Mit drei Abbildungen im Text.

Auch das Schweizerische National-Komitee hat den Bundesfeiertag zu einer Keller-Publikation benützt, die wir freudig begrüßen dürfen. Drei Postkarten, die mit einem begleitenden Text von Jakob Boßhart in prächtigem Umschlag auf den Markt gebracht werden, bilden sein diesjähriges Angebinde, und schon die sorgfältige Ausführung der Karten und die gemeinverständlich geschriebene, kurz gefaßte Darstellung von Kellers Wesensart und wichtigsten Lebensdaten lassen uns wünschen, daß jeder Schweizer und jede Schweizerin das schöne Andenken an das Gottfried Keller-Jahr sich anschaffe. Wahrlich, ein besseres Mittel, dem Dichter auch in Kreisen, wo vielleicht sein Name kaum bekannt ist, neue Freunde zu werben, hätte sich kaum finden lassen! Aber nicht nur das: der Zweck, dem der Ertrag aus dem am 19. Juli beginnenden Verkauf der Karten gewidmet ist, entspricht so ganz und gar Kellers Denken und Fühlen, daß hier ebenso wenig der Zweck das Mittel, wie dieses jenen erst heiligen muß. Soll doch der Reinertrag zu gleichen Teilen der Schweizerischen Schillerstiftung und der Unterstützungskasse für schweizerische bildende Künstler überlassen werden, und daß der Weltkrieg unsere Dichter wie die bildenden Künstler schwer getroffen hat, wird kein Einsichtiger leugnen wollen. Spenden wir alle unser Scherflein, indem wir uns die schönen Karten anschaffen, deren Kunstwert schon aus den Namen derer hervorgeht, deren Werke sie sind.

Bundesfeierkarten 1919 I.
Zeichnung von Otto Baumberger.

Da sehen wir zunächst das Haus „zum goldenen Winkel“ im Neumarkt, wo am 19. Juli 1819 dem Drechslermeister Rudolf Keller von Glattfelden und seiner Gattin Elisabeth geb. Scheuchzer der Sohn Gottfried geboren worden. Jeder Zürcher kennt das schmale Gebäude, zur Rechten, wenn man vom Seilergraben gegen das Niederdorf hinunter geht; ganz bescheiden im Hintergrund steht es, und wenn nicht die Gedenktafel daran erinnerte, daß hier der große nationale Dichter der Schweiz zur Welt gekommen, würde kaum eines Vorübergehenden Blick darauf ruhen bleiben. Hier lebte Keller während der zwei ersten Lebensjahre, bis die Familie in das geräumigere Haus „Zur Sichel“ im benachbarten Rindermarkt, wo heute die Charcuterie Moerker sich befindet, übersiedelte. Bald darauf starb der Vater; aber Kellers Mutter und seine Schwester Regula blieben in der „Sichel“ wohnen, bis der